

90. Sitzung vom 30. Januar, 1 Uhr.

Auf der Tagesordnung steht der
Marine-Stat.

Marine-Stat.

Marine-Stat.
Die Kommission beantragt dazu, abgesehen von einigen Änderungen, eine Resolution. Diese erzußt den Reichsanzeiger, Arbeiten für die Marineverwaltung nur an solche Firmen zu vergeben, die in Beziehung auf die Arbeitsbedingungen die gesetzlichen Vorschriften einhalten und, falls Tarifverträge für die betreffende Art der Arbeit am Ort des Betriebs gelten, nicht unter den Bestimmungen dieser Tarifverträge zurückbleiben. Auch sei die Marineverwaltung anzuweisen, die Freizügigkeit oder Bindung von Arbeitsbedingungen in den Reichs-Marine-Verträgen unter Mitwirkung der Arbeiterausschüsse vorzunehmen. Der Flotten-Vizepräsident gebietet bemerkt.

Wem Staatssekretäre beauftragt werden, die Angelegenheiten des Reichs zu verwalten, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch die Angelegenheiten der Marineverwaltung angeht. Und es ist nicht zu verwundern, daß sie auch die Angelegenheiten der Marineverwaltung angeht. Und es ist nicht zu verwundern, daß sie auch die Angelegenheiten der Marineverwaltung angeht.

und der West- und Ostpreussischen Sparcassen zu werden.
Staatssekretär v. Trippl: In den Ausführungen des Vorredners wäre weniger mehr gewesen. Er hat mich in der Kommission mehrfach mißverstanden, ebenso gestern. Ich habe gestern nicht gesagt, unser Schiffbau sei nicht auf der Höhe, sondern ich habe gesagt: quantitativ könnten wir nicht so viel leisten, wie England! Dieses hat mehr Tinnen zur Verfügung, deshalb kann es mehr bauen. Auch hat Vorredner den technischen Betrieb und den konstruktiven Teil durcheinandergeworfen. Für wünschenswerth halte ich durchaus, daß ein Ingenieur an der Spitze des betr. Departements steht. Aber es fragt sich, ob er dann nebenbei noch die Arbeit als Direktor leisten könnte, er würde dadurch zu sehr belastet. Wenn Vorredner meint, wir hätten in der Unterleobotsfrage etwas verabsäumt, so ist er ganz falsch berichtet. Wir waren in dieser Frage nicht ablenkend, sondern nur zurückhaltend. Einmal, weil wir die Boote nicht nur für unter See, sondern auch für die Oberfläche bauen mußten. Sobald wir dies erreichten, sind wir mit dem Bau vorgegangen. Und dann ein zweites Moment: Gasolinbetrieb war zu gefährlich; sobald wir ein geeignetes Betriebsmittel fanden, haben wir sofort zugegriffen, und jetzt bauen wir, ohne daß wir 13 bis 14 undurchsehbare Unterleobots auf den Werften liegen haben. Nun zum Nachrichten-Bureau. Ja, wir haben es für Pflicht gehalten, die Öffentlichkeit aufzuklären. Aber den Einfluß dieses Bureaus hat Herr Leonhart überschätzt, denn behände jeder Einfluß, so werden wir offenbar die vielen Anträge, denen wir ausgesetzt waren, nicht befähigen haben. In bezug auf das Maschinenpersonal will der Abgeordnete alles anders haben. Wer gibt er uns denn die Garantie, daß, wenn wir ihm folgen, der Schiffskommandant auf das Maschinenpersonal sich verlassen kann? Es ist doch ein Unterschied zwischen Konstruktions-Ingenieuren und bloßen Betriebs-Technikern. Wir wollen auch deren Karriere ja gern verbessern. Die Stellung, die ihnen gebührt, sollen sie haben. Aber die Vorgänge in England können uns nur bekräftigen in der Vorsicht, die wir in bezug auf die Maschinen-Ingenieure stets geübt haben, und bei der wir auch künftig beharren werden.

Abg. Strübe (Hrs. Bei.): Herr Dr. Leonhart hat keineswegs Konstitutions-Ingenieure und Maschinen-Ingenieure durch-
einander geworfen. Was das Maschinen- und das Ingenieur-
Personal anlangt, so scheint es ja nach den Worten des Staats-
sekretärs, als ob er die Stellung der Ingenieure wenigstens
so ganz allmählich bessern wolle. Wir können ihm dafür nur
danke sein. Redner dringt sodann auf mehr Öffentlichkeit
bei den Marine-Kriegsgerichten. Den unteren Beamten seien,
so gelegentlich in Kiel, Auskunftsstellungen an die Presse
verbunden worden. An dem Gerichtsorte Zutritt Befugten verboten.
Zeit der Stationsbefehl geprägt: Zutritt Befugten verboten.
Bei der Offisation und beim Oberkriegsgericht der Marine-
Inspektion wisse die Presse selten, wann eine Verhandlung
stattfinde, und niemals, wenn die Verhandlung sich gegen einen
Offizier richte.

Staatssekretär v. Tirpitz erwidert dem Vorredner: Das Korridor-Verbot bei der Oefsee-Station sei ergangen, weil der Korridor für die Zeugen bestimmt sei. Die Gerichtsberichterstatter könnten aber, auch ohne den Korridor zu betreten, in den Gerichtssaal gelangen. Die Stellung der Maschinenpersonal sei von ihm selbst schon auf eigenen Antrags aufgebessert worden. Es werde aber auch noch mehr geschehen, vorausgesetzt, daß „die Qualität der Personen, wie wir sie brauchen, nicht dadurch geschädigt wird“. Die Tafelgelder für die betreffenden Offiziere — insofern sie nicht an Bord sind — seien um die Hälfte verläßt worden. Die Verwaltung habe Wohlwollen für alle ihre Angestellten. Wenn alte Offiziere abgingen, so könne man sie eben nicht halten, da sie vielfach ein besseres Fortkommen im privaten Dienst fänden.

im privaten Bereich. (Lachen.)
Hog. Legten (Sog.) indert scharf den vielfachen Ausschluss der Öffentlichkeit bei triegsgerichtlichen Verhandlungen. Es bleibt aber alles beim Alten! Weiter verbreitet sich Redner über die Arbeitsverhältnisse auf den Werften. Redner empfiehlt u. a. noch zu der Resolution der Kommission einen Zusatz betr. Einziehung auch der Arbeiter-Organisationen — neben den Arbeitervereinschüssen — zu der Festlegung von Arbeitsbedingungen.

Abg. Spahn (B.) gibt dem Vorredner zu, daß in den Arbeitsverhältnissen noch manches zu bessern bleibe. Namentlich sei eine größere Gleichmäßigkeit bei den Arbeitslöhnen anzustreben.

Abg. Sebering (Sop.) bringt dieselben Klagen und Wünsche wie sein Fraktionsgenosse vor und attestiert mit Genugthuung, daß der Vorredner die Verechtigung jener Wünsche anerkannt habe. Redner nimmt in seinen Ausführungen hauptsächlich auf die Verhältnisse in Wilhelmshaven Bezug.

Geh. Admiraltätsrat Sarmis gibt Auskunft über die Lohnverhältnisse auf den kaiserlichen Werften, die durchaus angemessen seien, und weist die Vorwürfe zurück, als ob die Arbeiter diskriminiert würden.

Abg. Legten (Soz.): Die Westdirektion in Aul geht nicht den Weg des Rechts, sondern den der Gewalt. Sie verlagert den Scheitern jedes Widerstimmungsrechts bei der Krankenkasse.

Abg. Ledebour (Soz.) unterstützt die Ausführungen seines Fraktionsgenossen.

Abg. Graf Oriola (mit. beantragte, eine dem Hause zu-
gegangene amtliche Druckschrift, die sich mit den Verhältnissen
der Militär-Anwärter beschäftigt, der Budgetkommission zu über-
weisen.

Darauf schließt die Debatte. Der Staatssekretär ist mit dem Vorschlag genehmigt und der Antrag Oriola angenommen.
Bei einem weiteren Titel erklärt dann noch auf eine An

Staatstheftredr v. Tirpitz, daß die Marine-Verwaltung

ihren Bedarf an Weinen möglichst durch deutsche Weine zu decken bemüht sein werde. (Heiterkeit.)
Hierauf verläßt sich das Haus.

Morgen 1 Uhr, Fortsetzung: Reichsjustizamt.
Schluß 6 Uhr.

Gerrenhaus.

Präsident Freiherr v. Mantuffel eröffnet die
Beratung der

Öffnenvorlage.

Erzbischof Cardinal v. Kopp weist darauf hin, daß die Vorlage noch nicht genug geklärt sei, und daß es daher notwendig sei, daß die preussische Regierung noch einmal in eingehende Erwägung eintrete. Römer macht besonders darauf aufmerksam, welche Schädigung die

Kirche durch die Enteignung haben werde. Keine Partei kann mit der Vorlage zufrieden sein. Nur die Sozialdemokraten können ihr zustimmen.

Ministerpräsident Fürst v. Bülow:

Seitdem ich an meiner Stelle stehe, bin ich stets der Vertreter einer gerechten und paritätischen Politik gegenüber allen Konfessionen gewesen. Diesem Grundsatz werde ich auch immer treu bleiben und ich werde dafür sorgen, daß bei der Ausführung dieses Gesetzes diese Grundsätze eingehalten werden. Es handelt sich am letzten Ende um die Frage: Sollen unsere Ostmarken deutsch oder polnisch werden? Und wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß die großpolnische Agitation zielbewußt dahin strebt, einen Staat in unserem Staate zu errichten. Daß wollen wir verbieten und dazu bedürfen wir, wie die Verhältnisse jetzt liegen, die Enteignung, sonst wird die von Bismarck inaugurierte An siedlungspolitik in Frage gestellt. In dieser Vorlage fordern wir für Ausnahmeverhältnisse Ausnahmeregeln, die notwendig sind zur Ueberwindung außerordentlicher Schwierigkeiten. Die Enteignung ist nötig, um Preußen in seiner Existenz zu schützen. Ich zweifle nicht daran, daß dieses hohe Haus, das sich immer gut preussisch erwiesen hat, dem Staate durch Zustimmung zu dieser Vorlage die Mittel geben wird, seine Aufgabe zu erfüllen. (Beifall bei der Rechten.)

Nächst Radzwill wendet sich gegen die Vorlage und erklärt, daß das Deutschtum nicht besser gestärkt werden könne, als durch Gerechtigkeit.

Oberbürgermeister W. D. e. Frankfurt a. M. spricht sich für die Entseignung aus und sucht in längeren Darlegungen ihre Berechtigung nachzuweisen.

Oberbürgermeister Hörter-Königsberg spricht sich gegen die Entleerung aus und meint, daß die Regierung durch die Vorlage nicht erreichen werde, was sie wolle.

Das Haus überwiegt die Entseignungsvorlage nach längerer Debatte, in der sich n. a. auch der Graf Ziele Windler als Gegner des Gesetzes und der ganzen Votenrolistik bekannte, an eine Kommission und verlagte sich dann auf unbestimmte Zeit.

kokales.

• Gießhaden, 31. Jan.

Unwahre Busslagen vor der Polizei.

Bekanntlich stellt das Strafgesetzbuch in den §§ 153 ff. wahrheitswidrige eidliche Aussagen unter schwere Strafe (vergleiche Gesetz und R.d.M., Jahrgang 5, S. 13 ff.). Welch ein Widerspruch aber angenommen, daß man als Zeuge bei uneidlichen Aussagen im Ermittlungsverfahren vor dem Gericht oder vor der Polizei nicht verpflichtet sei, die Wahrheit zu sagen. Dies ist jedoch ein Verirrum. Zwar kann niemand gezwungen werden, vor der Polizei eine Aussage zu machen, während er als Zeuge vor Gericht regelmäßig sein Zeugnis nicht verweigern darf, widrigenfalls ihm Strafe droht. Wer aber vor der Polizei aussagt, hat seine Angaben wahrheitsgemäß zu machen. Das erfordert schon die gute Sitte. Man setzt sich aber durch falsche Aussagen vor der Polizei auch leicht strafrechtlicher Verfolgung aus. § 257 des Strafgesetzbuchs bestimmt nämlich, daß derjenige wegen Begünstigung mit Geldstrafe bis zu 600 A. oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft wird, welcher dem Täter oder Teilnehmer eines Verbrechens oder Vergehens wissenschaftlich Beistand leistet, um ihn der Bestrafung zu entziehen oder um ihm die Vorurtheile des Verbrechens oder Vergehens zu sichern. Verirrendlich sind in letzter Zeit auf Grund dieses § 257 Verurtheilungen erfolgt in Fällen, in denen vor der Polizei falsches Zeugnis abgegeben wurde. Dies gilt natürlich nicht für den Beschuldigten, denn niemand ist verpflichtet, sich durch eigene Angaben der Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung auszusetzen.

Dr. jur. G. F.

Berliner Börse, 30. Januar 1908.

[illegible]

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. .

Samstag, den 1. Februar.

1908.

An der Wiege.

Noch ruhest du, Kind, auf weichem Kusse,
Schläfst in dem Bettchen, heimlich traut,
Und siehst das Mutteraug' im Traume,
Das liebevoll dich angeschaut.
Schlaf, Kindlein, schlaf! Es nah'n auf Erden
Für jeden Tag, dumpf und schwül,
Wo ihm des Lagers Kissen werden
Zu einem harten Dornenpfehl.
Die Lasten all' und all' die Plagen,
Die dir von Gott befohlen sind,
O, dürft' für dich mein Herz sie tragen,
Ich trüg' sie gern für dich, mein Kind!
Doch soll's nicht sein und soll der Schimmer
Des Glücks auch dir, mein Kind, vergehn,
Ein Aug', voll Lieb', o, mög' es immer
Doch segnend auf dich niedersehn!

Emil Rittershaus.

Kinderpflege und Erziehung.

Nachricht.

Selten wird der goldene Mittelweg eingeschlagen; entweder wird bei der Erziehung zu viel oder zu wenig Nachsicht geübt. Eltern überhaupt Mütter, pflegen darin zu viel des Guten zu tun, verschmerzen sich dadurch allen Respekt und schaden den Kindern mehr, als sie glauben. Dann gibt es wieder Eltern, welche im Gegenteil unerbittlich sind gegen die kleinste Unart gegen das geringste Vergehen, und ihren Kindern die Jugend verbittern und das Leben verleiden, nicht die mindeste Freiheit gestatten und jedes Vergnügen mißgönnen, weil es angeblich vom Studium ablenkt. Sie verlangen, daß die Jugend stets Ernst bewahren soll, weil sie selbst verbittert sind und keine Heiterkeit bei anderen vertragen. Wehe einem solchen armen Kinde, wenn es in der Schule nicht so entspricht, als es die gestrengen Eltern erwarten, oder welches das Pech hat, noch einem strengen Lehrer in die Hände zu fallen. Solche Kinder werden nicht nur um ihre Jugend betrogen, sondern ihr ganzes Leben ist verdüstert, sie sind unfähig, je ein Glücksgefühl zu empfinden, weil ihnen nie die Sonne der Liebe und Nachsicht geleuchtet hat; sie werden vor der Zeit alt, verschlossen und griesgrämig; es fehlt ihnen die schönste Erinnerung, die ein Mensch haben kann, und das ist die Erinnerung an die Jugendzeit, jener Trost in trüben Tagen des Kammers und der Sorgen, von denen niemand verschont bleibt. Lehrer, welche hier und da nicht Nachsicht zu üben vermögen, sollten keine Bildner der Jugend sein; sie werden nie das Vertrauen und die Liebe ihrer Schüler erlangen, sondern nur Haß ernten. Auch Vorgesetzte mögen ihren Untergebenen gegenüber Milde und Nachsicht üben und nicht durch übermäßige

Strenge Gehorsam erzwingen wollen. Es ist auch ein Gebot der Klugheit, nachsichtig zu sein, denn dadurch öffnet man sich die verstocktesten Herzen und erwirbt Freunde fürs ganze Leben. Zu viel Nachsicht ist gleichbedeutend mit Schwäche; aber in richtigem Maße soll sie überall und von jedem geübt werden zum Wohle der Menschheit.

Sermine Gäller.

Schicksal einer Wiesbadener Dame.

Fräulein Julie v. Pfeilschifter.

(Nachdruck verboten.)

In Goethes Xenien kommen einige Zeilen vor, die sich auf den Legationsrat Dr. Baptist Pfeilschifter beziehen, der vom anhaltischen Herzog Ferdinand geädelt wurde. Dieser Pfeilschifter war der Vater der seit vielen Jahren in Wiesbaden lebenden Musikföhrlerin Julie von Pfeilschifter. Mancher Wiesbadener kennt die vom Schicksal seltsam behandelte Dame, mancher Wiesbadener auch nicht — denn sie fristet einen gar einsamen, bescheiden-stillen Lebensabend. Aber auch ihre nächsten Bekannten möchten es ihr kaum ansehen, daß diese Dame bereits im 68. Lebensjahre steht. Bald eine Siebzigerin, müht sich in ihr noch redlich die Musiklehrerin ab, als welche sie sehr gesucht ist, während ihr einst, am Mittag des Lebens, andere, bessere, sonnigere Tage winkten. Einiges aus dem Leben dieser Dame wird viele Leserinnen der „Frauenzeitung“ interessieren.

Ihr Vater war schon ein Fünzföhriger, als er heiratete. „Die Ankunft eines Töchterchens schien wenig Freude zu bereiten“. Diese Ankunft Juliens erfolgte in Mannheim. Erst ein Jahr alt, wurde die Kleine „in einer Kiste nach Würzburg geschickt“, wohin damals die Eltern zogen. Die traurigste Kindheit, „die je ein Kind gebildeter Eltern durchlief“, erlebte sie dort. Das hübsche, sehr niedliche Mädchen hat, ausgenommen neun Monate, niemals eine Schule besucht. Sechs Jahre alt, erhielt es den ersten Unterricht von dem eigenen jähzornigen Vater. Die einzige gute Zeit im Leben des Kindes war der Aufenthalt im Kloster, wohin Julie mit 9 Jahren kam. Das waren jene 6 Monate, nach deren Verlauf sie zu den Eltern zurückkehrte. Durch energisches Selbststudium etc. mußte sie sich daheim fortbilden, nur Klavierunterricht ließ man ihr erteilen.

Mit 11 Jahren kam sie nach Mainz. Im 15. Lebensjahre trat sie zum ersten Male an einem Maienabend im Darmstädterischen Mozartverein vor die Öffentlichkeit. Bald spielte sie auch in einem großherzoglichen Hofkonzert, „wo Großherzogin Mathilde, die Tochter Königin Ludwig I. von Bayern, ihr so liebenswürdig Beifall klatschte“. Dann spielte sie auch in Frankfurt, Mainz etc.

Seit ihrem 16. Jahre bis zum heutigen Tage in Wiesbaden, erteilt sie unaufhörlich Unterricht. Ihre Großmutter hatte ihr für ihre Zukunft 10 000 Gulden vermacht. Von diesem Gelde gelangte leider nichts in ihre Hände. Als

die Eltern im Grabe lagen, stand Julie, ein mittelloses Waisenkind, allein in der Welt. Von selbsterworbenem Geld bezahlte sie Sprachunterricht etc.

Endlich fiel ein Sonnenstrahl in ihr Leben. Das Florentiner Quartett, insbesondere Jean Becker aus Mannheim, nahm sich des zarten Geschöpfes an. So verschlug das Schicksal sie hierhin und dorthin, bis sie nach Wiesbaden kam, das später ihre Heimat wurde. In unserer Kurstadt fand sie einen Gönner in dem bekannten Joachim Raff, der sie auch in das Haus des Grafen zu Elz am Rhein einführte. Zu ihrer Gönnerin wurde auch die Dichterin Marie Ehner-Eschenbach, bei deren Halbchwester, der kunstsinnigen Fürstin Waldburg-Wurzach, die kleine Wiesbadenerin Stellung im Hause fand. Sie unterrichtete dort einige Komtessen. „Perlen der Geläufigkeit, ausdrucksvolles Spiel, verbunden mit dem schönsten Anschlage“ rühmte ihr ein Blatt nach, als sie in Salzburg in einem Wohltätigkeitskonzert, veranstaltet von vorgenannter Fürstin, auftrat.

Aber die schöne Zeit verging. „Die jungen Gräfinnen mußte zu Hofe und in die Welt“. Fräulein von Pfeilschifter mußte sich wieder bitter nach einer Existenz umsehen.

Sie kam nach Karlsruhe und spielte vor der Frau Großherzogin von Baden. Dann mußte sie bei der Schwester der Großherzogin, der Fürstin Marie, deren Tochter Alberta Unterricht geben. Alberta erblindete später, blieb aber mit ihrer Musiklehrerin noch lange im Briefverkehr. 1881 kam Fräulein von Pfeilschifter dauernd nach Wiesbaden.

Das Wiesbadener Hoftheater führte mehrere Kompositionsarbeiten des Fräulein von Pfeilschifter auf, erst unter Geh. Hofrat Adelon, später unter Generalintendant v. Hülsen. Das Hoftheater führte nämlich an 24 Abenden ihr „Vögeleins Morgenruth“, „Agnete“ und „Frühling“ auf. Vom ehemaligen Regisseur am hiesigen Hof. Hoftheater, dem jovialen Karl Schultes, existiert ein humorvolles Gedicht auf diese Wiesbadener Freundin. Gewiß ein seltsames Frauenschicksal!

Wie kommt's

Wie kommt's, daß du mit jenem Schritt
Verührst den frisch gefallen'n Schnee?
Sein Knistern klingt wie eine Bitt'
Aus Menschen Mund: Tu' mir nicht weh!
Daß mir der Unschuld schönes Kleid,
Du nahlst mir wie der Sonne Strahl;
Der Andern Glück bringt mir nur Leid,
Ich muß vergeh'n in stummer Qual.

Anna Stolte. Wiesbaden.

Ihr Besuch.

Uebersetzt aus dem Englischen von
M. M. Wiesbaden.

Seit langer Zeit hatte Frau Lubod ihrem Gemahl gedroht, daß sie ihn einmal im Bureau besuchen würde. Besuche in den Amtszimmern wurden nicht besonders gern gesehen. Aber sie war doch seine Frau und er hatte ein Zimmer für sich allein. Also warum nicht?

Herr Lubod fragt jedes Mal: „Wozu ein Besuch? Ich bin derselbe, wie zu Hause. Und zu sehen gibts da nichts.“

Eines Tages meldete der Boy: „Madame Lubod.“

Herr Lubod stöhnte; innerlich, wie er glaubte, aber Boys haben scharfe Ohren.

Die Dame trat still, wie schuldbehaftet ein und ließ sich schweigend auf einem Sessel nieder.

Ihre elegante Erscheinung paßte schlecht zu der Umgebung.

„Nun?“ sagte er endlich.

„Ich bin also gekommen.“

„Das sehe ich.“

„Ich dachte, es wäre unrecht, ohne dich heimzukehren, da ich in der Nähe war. Es ist auch schon spät und ich hatte kein Geld zur Rückfahrt.“

„Kein Geld?“

„Nur ein Zwanzigmarkstück, das wollte ich nicht wechseln.“

Der Vorwand kam Herrn Lubod sonderbar vor, aber er sagte nichts.

Frau Lubod sah ein, daß sie sich ruhig verhalten müsse, wenn ihr Gemahl seine Arbeiten beenden sollte. Sie vertiefte sich also in eine Zeitung. Zwei Minuten tiefes Schweigen. Da plötzlich ein tiefer Seufzer. Herr Lubod blickte auf.

„In dem Zimmer sieht es ja schrecklich aus. Wird es denn je geputzt?“

„Jeden Morgen.“

„Und die Fensterscheiben! Man kann drauf schreiben, so staubig sind sie. Sie werden wohl nie gepußt. Und die Wände! Ich glaube, da oben ist ein Spinnengewebe. Und da fibst Du täglich viele Stunden! Und der Staubwinkel! Da kannst Du ja krank werden. Und ich habe dann die Sorge und Plage, Dich zu pflegen.“

Die Zahlenreihen, die Herr Lubod addieren sollte, tanzten vor seinen Augen.

„Und hast Du denn jemals in die Ecke hinter dem Lehnstuhl gesehen?“

„Herr des Himmels! Nein!“

Ziffern und Zahlen schwammen vor seinen Augen und verwirrten sich.

„Und da spricht man von Sanitätsaufsicht! Und hier: Fins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Zigarrenstummel. Ich glaube, Du rauchst den ganzen Tag, und mir hast Du versprochen —“

„Zum Ausdruck, mir hast Du versprochen, Dich für eine Viertelstunde ruhig zu verhalten, damit ich fertig werde, wenn ich Dir erlaube, auf mich zu warten.“

„Wenn Du mir erlaubst auf Dich zu warten, nachdem ich Deinetwegen einen weiten Umweg gemacht habe. Ich gehe also —“

Den Seufzer der Erleichterung unterdrückte Herr Lubod flüsternd.

„Und das Fahrgeld?“

„Danke, ich habe Rückfahrkarte.“

Was ist unser Heim?

Eine englische Zeitung warf obige Frage kürzlich auf und setzte einen Preis für die beste Antwort aus. Einige davon lauteten:

Unser Heim ist die Blüte, deren Frucht dereinst der Himmel ist.

Eine Welt von Kampf, der ausgeschlossen eine Welt von Liebe, die eingeschlossen ist.

Die goldene Fassung, in welcher die Mutter der schönste Edelstein ist.

Der einzige Fleck auf Erden, wo die Mängel und Fehler der Menschen vom Mantel der Liebe bedeckt werden.

Der Platz, wo die vor Augen der Menschen Großen oft klein, die Kleinen häufig groß sind.

Des Vaters Königreich, der Kinder Paradies, der Mutter ganze Welt.

Der Ort, wo man am besten behandelt wird, und doch am unzufriedensten ist.

A. B.

Die Frau im Tanzsaal.

Man schreibt uns:

Hja. Wenn das Tanzen in richtiger Weise geübt wird, so ist es eine Leibesübung ersten Ranges, die auch zugleich an äußerer Anmut von keiner anderen übertroffen wird und von einem eigenartigen Genuß ist. Aber leider bringt es auch eine ganze Reihe von Uebelständen mit sich, die Dr. med. Arthur Quersien in den Blättern für „Volksgesundheitspflege“ auseinanderlegt. Was zunächst den Tanzplatz anbetrifft, so ist es ohne Zweifel das Idealste wenn er im Grünen eingerichtet ist. In gedecktem oder geschlos-

seinem Raume aber muß man darauf achten, daß von dem eigentlichen Tanzsaal ein Erholungsraum zum Ausruhen und Unterhalten getrennt ist, damit der Tanzsaal durch Lüften stets auf eine Temperatur von 12–14 Grad Celsius gehalten werden kann. Steht ein solcher Nebenraum nicht zur Verfügung, so soll trotz alledem die Lüftung nicht unterlassen werden, aber nicht in den Pausen, sondern während des Tanzes muß sie stattfinden, weil die Tänzer gerade dann warm sind und eine Erkältung nicht zu befürchten brauchen. Die Temperatur in diesem Saale sollte 16 Grad Celsius betragen.

Selbstverständlich müßte es sein, daß die Luft im Tanzsaal rein wäre. Aber wir brauchen nur einmal zu beobachten, wie viel Straßenstaub und Schmutz eingeschleppt werden, und wie die Luft mit Zigarrenrauch durchschwängert ist. Quersfen tritt unbedingt dafür ein, daß das Rauchen bei solchen Tanzfestlichkeiten zu vermeiden ist. — Entsprechend der langen Anstrengung, denn eine Tänzerin legt z. B. in einer Nacht 3–4 Meilen Weg gewissermaßen in bammelndem Marschschritt zurück, kann man es verstehen, daß Herz-, Lungen- und Nervenkrankheiten oder Blutarmerie und Schwäche auf das Tanzen überhaupt verzichten sollten. Was würden solche sagen, wenn sie z. B. in derselben Zeit unter lodendem Himmel im Marschschritt eine derartige Wegstrecke zurücklegen müßten? Sie würden sich entschieden weigern, sich einer solchen Anstrengung zu unterziehen.

Quersfen kommt dann auf die verschiedenen Modetorheiten zu sprechen, namentlich auf das Korsett und die Sandalschuhe; waschbare seidene sind nach ihm mit Recht den Glases vorzuziehen, wie wir auch unbedingt seiner Ansicht sind, daß als Tanzschuhe am besten Sportzeugschuhe ohne Absatz dienen. Vor und während des Tanzes nicht nur auf Alkohol und Tabak, sondern auch auf Kaffee und Tee zu verzichten, ist eine schwer zu erfüllende Forderung, besser schon ist seine Warnung vor Eis und gekühlten Getränken. Wer gewohnheitsmäßig dem Körper viel Flüssigkeit zuführt, der schwitzt auch gewöhnlich sehr stark und bekommt leicht wieder Durst. Zum Schluß ermahnt

Quersfen: die Tanzfeste nicht zu lange auszudehnen, die Gymnastik dabei nicht zu vernachlässigen und Tänzern und Tänzerinnen die nötige Zeit zur Erholung zwischen den einzelnen Tänzen zu gönnen. Beim rechtzeitigen Aufhören und Nachhausegehen bringt der nächste Morgen nicht das graue Elend, sondern das Bewußtsein, einen wirklichen Lebensgenuß hinter sich zu haben.

—*—

Wie sollen Frauen reiten?

Hg. Man schreibt uns: Im „New York Medical Journal“ ist zwischen zwei Ärzten ein kleiner Streit darüber ausgebrochen, ob Damen die Berechtigung haben, nach Männerart zu reiten, oder ob sie weiter dazu verdammt sein sollen, den Seitensitz einzunehmen, wie es jetzt Mode ist. Diese Frage ist nicht neu, sondern immer von Zeit zu Zeit nicht nur in der medizinischen Welt, sondern auch in Sportskreisen aufgetaucht. Die Gegner des Reitens nach Männerart führen an, daß diese Reitweise für Frauen nicht schädlich sei und daß sie außerdem gesundheitliche Gefahren für die Unterleibsorgane, namentlich für die Gebärmutter mit sich bringe. Dem widersprechen die Anderen und behaupten, daß weder die Schädlichkeit noch die Anmut einer Frau darunter leide, wenn sie nach Herrenart im Sattel säße, und daß auch ein Beweis für die Entstehung der erwähnten Leiden bis jetzt keineswegs erbracht sei. — Wir kennen Frauen, die in Texas wie die besten Cowboys nach Männerart auf feurigen Pferden große Strecken zurückgelegt haben, ohne daß sie den geringsten Schaden in bezug auf ihre Gesundheit davon trugen.

—*—



Nizzaer Strand-Promenade.

Den Leserinnen führen wir hier eine der schönsten Strand-Promenaden der Welt aus dem von der Natur wunderbar bevorzugten Erdteil vor, wo die Zitronen und

Orangen blühen. Von der Mitte der Promenade des Anglais schwenkt nördlich der große Boulevard Gambetta ab. Bei der vorgenannten Promenade sieht man das auf Pfählen ins Meer hinausgebaute Kasino (Zetan-Promenade). Mildes Klima, gesunde Luft, Windschutz durch die Gebirge sind die bekannten Vorzüge dieses wunderbaren Erdsiedens.

Ein unbekanntes Gedicht von Theodor Fontane.

In einem Aufsatz „Aus Theodor Fontanes Nachlaß“ teilt Oskar Blumenthal in der „Neuen Freien Presse“ ein bisher unbekanntes Gedicht von Theodor Fontane mit, das ihm von dem Sohne des Dichters, Friß Fontane, übermittelt wurde. Es lautet:

Mit einem Brautscheier.

Zu dem Kranz bring' den Schleier
Ich dir dar.
Morgen, zu des Tages Feier,
Schmück' er dir das Haar.

Aber auch in Zukunftstagen,
In des Lebens Streit,
Unter Sorgen, Vängen,
Halte ihn bereit.

Will des Unmuts trübe Weise
Stören deine Ruh',
Decke mit dem Schleier leise
Alles zu.

Will der Sorgen düst'res Träumen
Nengsten deinen Sinn,
Wirf den Schleier ohne Säumen
Drüber hin.

Und so wirst du guten Tagen
Stets entgegengeh'n —
Lernst des Lebens Ernst ertragen
Und dein Glück versteh'n.

— *

Was Großmütterchen lehrt.

Zur Verschönerung des Teints nimmt man für 20 Pfg. weißes Wachs und für 20 Pfg. Mandelöl. Beides läßt man warm werden, bis das Wachs zergangen ist; dann wird die Masse kalt gestellt und gerührt, bis sie eine Salbe geworden; damit Gesicht und Hände alle Abende eingerieben, macht die Haut weich und weiß.

— *

Ein vorzügliches Mittel gegen Husten bereitet man auf folgende Weise: Drei große Lassen Kamillentee lasse mit 125 Gramm Mandis und einer ganzen ungeschälten Zitrone bis zu einer Masse verkochen. So oft nun ein Hustenanfall kommt, nimmt man einen Eßlöffel voll von diesem Extrakt, und der Husten wird schon nachlassen und bald ganz verschwinden.

— *

Erfrorene Glieder. Sind einzelne Teile des Körpers, wie Nase, Ohren, Hände, Füße, erfroren, so ist jede rasche Erwärmung schädlich, es muß vielmehr durch Auflegen von Schnee, und zwar im kalten Zimmer, für langsame Erwärmung Sorge getragen werden. Wenn die erfrorenen Glieder wieder Empfindung bekommen wasche man sie abwechselnd mit Kamferspiritus und Petroleum und streiche sie dann mit Vaseline und Goldcream. Bei schweren Fällen ist natürlich sofort ein Arzt zu Rate zu ziehen.

— *

Tränende und brennende Augen deuten auf Augenschwäche hin, und in solchen Fällen hat sich der Fenchelspiritus, wie derselbe in den Apotheken zu haben ist, bewährt. Man nimmt davon einen Kaffeelöffel voll auf ein Weinglas Wasser, und mit dieser Mischung werden die Augen jeden Morgen gleich nach dem Verlassen des Bettes bestrichen, worauf man sie eine Stunde lang gar nicht anstrengen darf. Nimmt man halb Fenchel-, halb Rosmarin-Spiritus, so soll die Wirkung eine noch bessere sein.

— *

Gegen Schnittwunden hat sich Honig als gutes Heilmittel bewährt. Die Wunde wird gut ausgewaschen, mit Honig bestrichen und mit einem gleichfalls mit Honig bestrichenen Läppchen verbunden. Der Honigverband ist öfters zu erneuern.

Gelbe Lippenpomade. 1000 Teile weißes Vaselinöl, 200 Teile weißes Wachs, 200 Teile Spermaceti, 10 Teile Safran-Surrogat, 20 Teile Gewürznelkenöl

Vom Büchertisch der Frau.

Königin Luise von Preußen ist wohl jedem Deutschen von der Schule speziell von der Geschichtsstunde her, in warmer Erinnerung. Jeder kennt diese oder jene hübsche Anekdote, die von ihrer Liebenswürdigkeit und Herzensgüte zeugt, aber bei wie vielen, oder besser bei wie wenigen, haben sich solche Jugenderinnerungen oder auch später erworbene Kenntnisse zu einem voll abgerundeten Gesamtbild verdichtet! Wie wenige haben heutzutage Zeit, auf umfangreiche Quellen zurückzugehen und kompensierte Geschichtswerke zu studieren, und doch ist gerade die edle Gestalt der Königin Luise eine der interessantesten für das deutsche Volk, eine von denen, die bei näherer Kenntnis immer mehr gewinnen und deren Bild, je mehr es sich vertieft, immer bedeutungsvoller wird. Für alle, die Königin Luise noch nicht näher kennen, hat Dr. E. Mensch in der Sammlung „Kulturträger“ (Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin N.W. — Preis 1 M.) soeben ein Lebens- und Zeitbild herausgegeben, das der Fachmann wie der Laie mit gleich großem Interesse lesen wird. Wir entnehmen dieser Darstellung, daß, wenn man näher zusieht, die Anschauungen über Königin Luise heute mehr als je unklar sind und auseinander gehen. Dem einen ist sie die „heilige Frau“, wie sie z. B. schon in Körner's Liedern erscheint, in anderen kritisch-lustigeren Kreisen sind immer wieder erneut die schweren Anklagen Napoleons angewärmt worden, der ihr einen guten Teil der Schuld an der Katastrophe von Jena und Auerstädt aufbürden wollte. Wir sehen aus Dr. Mensch's Buch, daß die Königin ein überaus lebhaftes Temperament besaß, daß sie rasch, oft allzu rasch in Wort und Entschluß war, aber andererseits war sie zweifellos der oberste Schutzgeist deutscher Sache in stürmischen Zeiten und kann als solcher auch noch für die heutige Zeit gelten, denn die „Gefühlspolitik“, die man der Königin vorgeworfen, werden wir immer wieder nötig haben, um — im Gegensatz zu der trägen Kabinettspolitik — die besten und zuverlässigsten Instinkte unseres Volkes zu wecken und wachzuhalten. Die Quintessenz von Dr. E. Mensch's Buch über die Königin Luise von Preußen kann man in die Worte Th. Fontanes zusammenfassen: „Die moderne Historie weist kein ähnliches Bild von Reinheit, Glanz und schuldlosem Dulden auf, und wir müssen in die Tage des frühesten Mittelalters zurückgehen, um Erscheinungen von gleicher Lieblichkeit (und dann immer nur innerhalb der Kirche) zu begegnen. Königin Luise dagegen stand inmitten des Lebens, ohne daß das Leben einen Schatten auf sie geworfen hätte.“

Briefkasten.

Leserin, Wilhelmstraße. Solche Beiträge aus Frauenkreisen, auch die kleinsten, sind der „Frauenzeitung“ stets willkommen.

Abonnententochter 26. Um Schweißflecke aus Plüsch oder Sammet zu entfernen, betupft man den Fleck mit Benzin und reibt die Stelle mit einem Beuteldchen, welches erhitzten Sand enthält, nach dem Strich.

L., Dogheimerstraße. Es gibt in Wiesbaden auch für höhere Frauen-Berufsarten einen unentgeltlichen Arbeitsnachweis. Wenden Sie sich an die Frauen-Abteilung Nr. 2 im Rathause, vormittags von 9 Uhr an, nachmittags von 3 Uhr an.

Fräulein Alice. Der Goldfisch ist ein Freund wärmeren Wassers; bei 17—18 Grad Reaumur fühlt er sich am wohlsten. Zur Wassererneuerung darf nie frisches Brunnenwasser genommen werden, sondern solches, das ebenso warm ist wie das abgelassene.

— # —



Nr. 27.

Samstag, den 1. Februar 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Uria Zöge von Manteuffel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ganz abgesehen von all diesen sich ihm aufdrängenden Betrachtungen, war er nicht die Natur, um dauernd durch Frauen, zauber geistelt zu werden, und was das Familienleben als selbstverständliche, freundschaftliche Zusammengehörigkeit betraf, so fehlte ihm dafür jedes Pflichtbewußtsein. Er hatte dem Herzog Florentines Erhebung in den Stand einer Gräfin Wessel abgetroht, und er hatte ihr den wertvollen Besitz Wessel zu eigen geschenkt und sie hierher gebracht — hier blühte sie wie eine kostbare Blume im geschützten Garten, zu dem er den Schlüssel besaß, einzutreten und sein Herz an ihrer Lieblichkeit zu ergößen, so oft es ihm beliebte, und zu gehen, wenn es ihm so gefiel. Denn was hätte er hier anfangen sollen auf die Länge der Zeit?

Die Welt, in der er lebte und arbeitete und aus welcher er zu Weib und Kind herabstieg, lag nicht nur sehr hoch, auch sehr fern von diesen stillen Wäldern.

Er, dessen Gedanken und Pläne so weite Kreise zogen, daß ihm die Gattin kaum hätte folgen können, wenn es ihm gefallen hätte, sie dahin blicken zu lassen, er, dessen zum Herrschen geschaffene Eigenart dahin drängte, tätigen Anteil zu nehmen an den Weitererzissen! Eine Natur, die nach Macht und Einfluß dürstete, — was konnten ihm Florentine und der Aufenthalt in Schloß Wessel anderes sein, wie eine vorübergehende Zerstreuung? — Freilich eine sehr süße Zerstreuung und eine reizvolle Idylle. Draußen, in der großen Welt, lebte er der Politik und wissenschaftlichen Interessen — zwei Dinge, für deren Verhändnis Florentine weder durch ihre Erziehung, noch ihre Anlagen vorbereitet war.

Er hätte sie aber im Lauf ihrer fünfjährigen Ehe zur mitarbeitenden Genossin seines Geisteslebens heranbilden können, jedoch nichts lag ihm ferner. Im Gegenteil, in diese ihre fremde Welt ließ er sie nie hereinblicken. Denn zu ihr kam er, wenn ihm geistige Ueberarbeitung, oder der Ekel vor dem Getriebe der großen Welt, oder Enttäuschungen, einer Erholung wünschenswert erscheinen ließen. Sie ist eine Blume, an deren Duft und Glanz er sich erquid, und sie ist eben nur dazu da, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, nicht aber, um mit ihm alles, dessen er zurzeit überdrüssig und müde ist, zu erörtern. Denn das wäre für ihn keine Erholung. Sein despotischer Egoismus heischt es so, daß er bei ihr die ganze Welt vergessen kann, und wiederum ist er fern, muß er sie vergessen.

Nur so kann er jene, nicht zu leugnende Tatsache überwinden, daß sie eine hindernde Fessel ist, die er sich selbst angelegt hat. Ja, es kommen jetzt, wo sich seine Familienverhältnisse so geändert haben, Stunden, in denen ihn eine tiefe Erbitterung faßt, deren Gegenstand dies unschuldige Weib ist, das er einst an sich riß.

Arme Flore! — Sie behält mit all diesen Vorgängen instinktiv Fühlung und so ist ihr Herz nie sicher gebettet in Vertrauen und Zufriedenheit, sondern schwankt beständig zwischen Leid und Wonne!

Freilich in diesen goldenen Herbsttagen behielt die Wonne die Oberhand. Es war ein September, der in seiner sonnigen Klarheit fast dem Sommer vorzuziehen war. Mit jedem Tage ward Graf Eberhard mehr vom Liebreiz seiner jungen Frau gefangen, denn mit jedem Tage blühte sie mehr auf zu strahlender Gesundheit. Ihre Augen gewannen an Glanz und eine schelmische Heiterkeit durchleuchtete ihr ganzes Wesen — sie konnte manchen Tag fröhlich sein wie ein Kind. Ihr Gesicht verlor die überzarte Feinheit, die Linien rundeten sich unmerklich, — sogar ihr schwarzbraunes Haar, dessen natürlich gelockte Fülle ihn immer entzückte, schien an glänzender Schönheit zuzunehmen.

„Es ist wie ein Zauber über Dir!“ sagte er ihr eines Abends, als sie von einem Besuch in der Nachbarschaft zurückkehrte.

„Du bist der Zauberer,“ versetzte sie einfach.

Er begünstigte diese Besuche bei den oft recht weit wohnenden benachbarten Adelsfamilien, nicht weil ihm an dem Verkehr etwas lag (er war nicht die Persönlichkeit, um sie vergessen zu lassen, daß er als Graf Eberhard nur eine gnädige Rolle spielte), sondern weil er es liebte, Flore immer wieder in andere Umgebung unter anderen Gestalten zu sehen, zu studieren, zu bewundern. Es hatte einen gewissen Reiz für ihn, sie mit anderen Damen zu vergleichen und sich zu sagen, daß ihre außerlesene Schönheit überall den Sieg davon trug, — und dabei diese ihre ganze Art, ihr Sprechen, ihr Lachen, ihre Bewegungen, es war alles von so lieblicher Vornehmheit. Sie brauchte sich gar keine Mühe zu geben, liebstwürdig zu sein. Die offenkundige Bewunderung aller Herren war ebenfalls eine ihm schmeichelnde Genugthuung, denn selbstredend gab sie ihm nie Ursache, eifersüchtig zu sein.

Die Besuche wurden erwidert, einigen sah man es an, daß sie sich befangen fühlten und den rechten Ton nicht finden konnten, andere, und namentlich die, welche am Hofe nicht verkehrten, gaben sich natürlich und angenehm. Zu diesen gehörten Bighovens, ein junges Ehepaar, welches in sehr glücklicher Ehe, ganz ihren häuslichen Interessen lebte. Sie hatten, auf Flores Witten, ihren kleinen Werner mitgebracht, ein braunbranntes Bürschchen mit kurzgeschnittenem, kurzgegeltem, weißblondem Haar.

Flore war für jede Gelegenheit dankbar, ihrem einsamen Harry zu einem Spielkameraden zu verhelfen, und die beiden Knaben spielten unter Aufsicht der Wonne im Garten. Frau von Bighoven war eine kleine, blass Frau. Sie war lebend gewesen und man sagte, der Mann umgebe sie mit fast übertriebener Sorgfalt und Liebe. Mitten in der Ernte hatte er das Gut verlassen, um sie ins Bad zu begleiten. Vielleicht war dies alles ein Grund, weshalb Flore, wenn sie allein war, den Verkehr kaum aufrecht erhielt und nur um ihres Kindes willen nicht ganz fallen ließ. . . . Denn es war bitter für sie und verstärkte das Weh der Einsamkeit, blühte sie zu oft in ein Haus,

darinnen alles so war, wie sie es für sich selbst vergeblich ersehnte.

Waren die Biphovens einfache Menschen, so galt die Baronin Rebbern für die eleganteste Frau der Nachbarschaft. Die Diners in diesem Hause waren bekannt und die Toiletten der Baronin erregten bei Hofe Aufsehen. Sie selbst war eine kühle Blondine, ein wenig spöttisch, ein wenig meßiant — eine wider Willen den Sommer in der Landeinsamkeit verbringende Welt-dame — für Flore kein anziehender Umgang.

Dann endlich grenzte Trenka an Wessel und dort lebten Graf und Gräfin Geyer, ein Ehepaar mit vielen heiratslustigen Komtessen, alle jünger wie Flore. Dieses Haus war gemütlich und angenehm.

Graf Geyer, schon ein alter Herr, liebte die häusliche Ruhe, die Jagd, einen gemächlichen Whistabend mit einigen Nachbarn. Die Gräfin war eine corpulente, mütterliche Frau, die von ihren lebenslustigen Töchtern tyrannisiert wurde und ihren einzigen Sohn vergötterte. Diese Familie war so von ihren eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen, in Schloß Wessel war für die feischen Komtessen so absolut nichts zu holen, daß auch dieser Umgang in Abwesenheit des Gebieters von Wessel fast ganz einschlief. Der junge Graf Geyer, ein hübscher, leichtsiniger Junge, hatte, in österreichischen Diensten gestanden, als Infanterie-Leutnant eine kleine Choristin eines Vorstadtheaters geheiratet, den Abschied bekommen, ein Jahr lang ein abenteuerliches Leben geführt — man munkelte, daß sowohl er wie seine Frau bei einem Zirkus engagiert gewesen wären — war endlich vom Papa eingefangen und nach heftigen Szenen „unschädlich“ gemacht worden.

Die Eltern hatten nämlich, da Vermögen nicht vorhanden war, ihn vor fernem Schuldenmachen dadurch bewahrt, daß sie ihn samt Gattin auf einem Vorwerk von Trenka einlogiert hatten, wo der liebenswürdige Ebi von Monat zu Monat darauf wartete, es werde für ihn extra irgendwo eine lukrative Anstellung vom Himmel fallen. Vorläufig sprach man im Schlosse weder von ihm, noch von der Schwieger-tochter — Graf Eberhard wußte nicht einmal, daß sich das Pärchen auf Trenka-schem Boden befand. Die Geyers waren eine der besten alten Familien der Nachbarschaft und der Graf ein Studiengenosse und Jugendfreund des regierenden Herzogs. Daß sie arm waren und der Sohn dumme Streiche gemacht hatte, kam nicht in Betracht. Besuchte man die Biphovens und Rebberns, so mußte man natürlich auch nach Trenka.

Hier hatte sich Flore bisher am wohlsten gefühlt, wenn sie sich je entschloß, unter Menschen zu gehen. Hier war nichts, was, wie bei den Biphovens, zu Vergleichen aufforderte, oder, wie in Dachsklaufe bei Rebberns, zu fürchten war.

Das einfache Familienleben, die lustigen, unterwüchigen Komtessen, alles heimelte sie an. Die Gräfin war herzlich und entgegenkommend. Sie sprach selten von anderem wie von eigenen Familienangelegenheiten, aber das war Flore nur angenehm.

Der Gegenbesuch erfolgte drei Tage später. In einem enormen Landauer kamen die Geyers mit den beiden ältesten Komtessen. Es war sehr viel vom exemplarischen Wildstand die Rede und von den verschiedenen Sports, welche die Komtessen trieben. Graf Eberhard lud zur Jagd ein, was unter allgemeiner Zustimmung angenommen wurde — die jungen Mädchen versprochen, in Jagdkostüm mit Vobergamaschen und mit ihren Stutzen zu erscheinen. Die alte Gräfin war die Einzige, welche die ganze Zeit über zerstreut schien — sie hätte so gern eine Einladung für ihren Sohn erwirkt, aber sie wußte nicht recht, wie das anfangen. Es hätte den „armen Ebi“ in der ganzen Nachbarschaft rehabilitiert, wenn es bekannt geworden wäre, daß er zur Jagd in Wessel gewesen sei — und Ebi bedurfte dessen recht sehr. Hilfe kam ihr von ganz unerwarteter Seite. Unten rollte ein leichter Wagen über den Kies und gleich darauf meldete der Diener: Baronin und Baron von Rebbern.

Das tadellos elegante Ehepaar trat in den Salon, vom Hausherrn mit kühler Höflichkeit, von Flore mit liebenswürdiger Schüchternheit begrüßt. Sie fragte nach den Kindern, die sie nie zu Gesicht bekommen hatte, und ward prompt nach Harrys Befinden gefragt. Dann führte die Baronin ihr Vorgehen an die Augen und betrachtete, während sie geläufig plauderte, die Toiletten der Gräfin und der jungen Mädchen, die ihr in ihrer leidhamen Einfachheit plötzlich vornehmer und passender erschienen für einen Vormittagsbesuch, wie ihre eigene mit Schmuck und Spitzen überladene dunkelrote Seidentoilette. Hierüber ärgerte sie sich gewaltig und da richtete sich ihr Ärger gegen die unschuldigen Ursachen desselben. Es verdross sie überdem, daß Hoheit so völlig ungezwungen, vertraulich mit diesen beiden jungen Kirchenmäusen plauderte, die er, wie es schien, bereits zu einer Festlichkeit eingeladen hatte. Also ließ

die blonde Baronin ihr Augenglas herabstinken und fragte: „Ist Ihr Herr Sohn mit seiner Gemahlin immer noch bei Ihnen, Frau Gräfin?“

Da war's heraus. Die gute, dicke Gräfin errödete vor Born und Beschämung, der Graf sah in verlegenem Schweigen vor sich hin und murmelte etwas in seinen mächtigen, weißen Vollbart, die beiden Komtessen bissen sich auf die Lippen und machten unglückliche Gesichter, denn nun schwand wohl alle Ausflüchte auf ihr Jagdvergnügen. Es entstand momentan ein peinliches Schweigen — aber nur momentan. Da sagte bereits des Hausherrn feste, durchdringende Stimme in völlig ruhigem Ton:

„Ach — in der Tat? — Dann hoffe ich, lieber Nachbar, daß wir auch das Vergnügen haben, Ihren Sohn zur Jagd zu sehen.“ —

Die Gräfin-Mutter hätte dem Prinzen in diesem Augenblick die Hand küssen mögen.

Als die Gäste fort waren, sagte er zu Flore:

„Hattest Du eine Ahnung, daß dieser Unglücksrabe in Trenka sei?“

„Keine Ahnung, aber ich freue mich so, daß Du ihn mitgeladen hast, um der Eltern willen.“ —

„Blicke ja nichts anderes übrig.“

„Du tatest es um der Mutter willen, Du Lieber!“

„Nein, meine Rose — ich tat es doch wohl um Deines Willens willen. Flore, Flore — wenn Du ahntest, was Deine Augen für eine Sprache reden“ — er trat neben sie und legte ihr die Hände auf die Schultern — „wenn Du mich so ansiehst, mit dem unfehlbaren Bewußtsein, ich würde Dir ein Helfer in der Not sein — dann könnte ich in eine größere Torheit willigen, wie die es ist, einen Eduard Geyer einzuladen.“

Die Jagd verlief glänzend in jeder Weise. Vom besten Wetter begünstigt, zogen die Schützen aus, zu denen, zum stillen Ingrimm des alten Försters Vorke, auch die beiden Komtessen gerechnet wurden. Die übrigen eingeladenen Damen erschienen etwa um 4 Uhr nachmittags. Die Gräfin Wessel empfing sie im blauen Salon.

Flore sah liebreizend aus in einem dunklen Samtleibe mit Diamantcollier. Auf ihren Wangen lag der Purpur der Gesundheit als schönster Schmuck. Sie trug das reiche Haar nach der Mode der damaligen Zeit aus der Stirn gekämmt, wodurch die seltene Schönheit derselben, das Perlmutterweiß der Schläfen, der tadellose Haaransatz zur Geltung kamen. Einzelne bronzegleich schimmernde Locken lösten sich ja immer los und rebellierten gegen die vorgeschriebene Mode. Die breiten, glänzenden Flechten am Hinterkopf waren von einem goldenen Pfeil gehalten. Liebenswürdige Anmut war ihr angeboren und vertrug sich gut mit einer gewissen Schüchternheit.

Innerlich wünschte sie, der Tag möge schon vorüber sein. Es brachte immer kleine Verstimmungen mit sich, wenn sie in Gesellschaft war. Hier ein Wort, dort ein Blick genügt, um ihr allzu sensitives Fühlen und Fürchten zu verlegen, wie feiner Nadelstich. Manches war auch nicht ganz unbeabsichtigt, wie Baronin Rebberns Frage, wie lange sich ihr Herr Gemahl noch in Wessel aufzuhalten gedenke? —

Und dazu nun noch ein so gewiß mitleidig sinnender Blick der kleinen, bläßblonden Biphoven, die in ihrem hellblauen Seidenkleide, dünn und schwächlich wie ein Vackfischchen neben der mächtigen Gräfin Geyer saß. Es waren noch einige Damen da — die Gattin des Nadelkommissars von Windfeld aus dem im Wesseltal gelegenen Schloßbade Buchbrunn, deren Mann ebenfalls zur Jagd geladen, sie sagte, konsequent „befohlen“ worden war, und die Frau eines pensionierten Oberst, der seit ganz kurzem in die Gegend gezogen war. Ihr waren die Verhältnisse auf Schloß Wessel noch völlig fremd.

Frau von Biphoven, die glückliche Mutter, fragte sogleich nach dem „lieben Kleinen“ — und Flore schickte nach Harry. Er erschien, stramm und tapfer, in blauem Samtkostüm mit Spitzenragen, das runde Gesicht voll Bewunderung über die vielen Tanten. Die fremde Oberstin war die Erste, an die er herankam, und sie zeigte sich gebührend entzückt von so reizendem Krawenkopf.

„Und wie heißt Du denn, mein Bübchen?“ —

„Harry Wessell!“ — war die prompte Erwiderung — „aber mein Pappa“ — hier stockte er, da eine ihm von der Frau Geyer entgegengehaltene Sägigkeit ihn zerstreut machte.

Die alte Dame trug immer Schokolade mit sich herum.

(Fortsetzung folgt.)

Veneranzünder „Ideal“.

Harzgestrichen 2,30, ungestrichen 2.— Mk. per 100 Stück.

Probe von 25 Stück frei Haus.

Bestellungen erb. an A. Bely, Friedrichstraße 42, Mittelsb., oder D. Dieffenbach, Römerberg 18. 6243

Schreibbrief des Barons von Nixhausen.

An Generalanzeiger

Geehrter Freund! Mecht unangenehme Störung jeweise bei Feier von Geburtstag Sr. Majestät; erste Mal in feudalen Lokal da an der Langgasse, Burghof betitelt, in schönster Stimmung mit anjesehnen Bürgern, sogar Kamerad von Reserve-Weinhandel en gros in bürgerlichem Beruf zugegen jeweisen wollte mal „wir sitzen so gemütlich beisammen“ steilen lassen kommt so ne heisse Unterbrechung in Gestalt von mehrköpfiger heiliger Hermandat oder wie man sonst sagt, mitten hinein in patriotische Stimmung, Rede von „Kerl“ jeweisen; wäre ja bald besser, seinen Patriotismus in Leichteivishöhle oder ähnlich gelegenen Platz zur Geltung zu bringen. Na, kann verdammt ungemütliche Folgen haben. Bäderstadt will eben immer gewisse Standahefschichte zum Gaudium von Nachbarstädten los lassen, kaum klipplicher Fall aus Neujasse beisegelegt, gleich zweit verbesserte Auflage. Zing in bester Absicht hin, mal mich in anjenehmer Gesellschaft zu unterhalten, kann doch nicht immer nur in Kurhaus bei offiziellem Festdiner pläzen, auch nicht immer mit Kameraden von Reserve in Hotel Petersburg beisammen sein. Na, haben wir's ja, wenn man nichts Böses denkt; eigentlich ganz bedeutende Kellame für Burghof, nächster Tag mal dort jeweisen, schauerhaft besetzt, jeder neujiertig, aber auch gar nicht zu glauben; wird so 'ne Anklage jeben wegen Landesverrat unter erschwenden Umständen vor versammelter Mannschaft, ist Paragraf als Kriegsartikel höchst unangenehmer Kerl, sehe mich schon im Geist auf einije Monate nach Albrechtstraße oder gar nach Preunjesheim einquartiert, soll ganz nette Pension dort jeben, Zeit zum Nachdenken, daß Ruhe des Bürgers erste Pflicht ist und patriotische Feste im planissimo jefeiert werden müssen. Sehe nicht fehl, wenn ich annehme, daß Festschichte im Reichstag zur Sprache kommt; ja Bäderstadt macht sich bemerkbar. Na vorläufig will mich nicht unnötig aufreizen, schadet der Gesundheit, bisher immer für Schutzmann was übrig jehabt, sogar herzlich jelacht, wie diese Woche in jeschätztem Blatte jelezen, daß sich jerade hier dieselben allgemeiner Beliebtheit erfreuen, Druckfehler jeweisen, sollte jeweil heißen Beliebtheit, Nimbus vorerst vorbei bis sich wieder bessern. Wollen aber von was anderem reden: Habe mit Erstanen konstatiert, daß doch endlich 35 000 M. für Friederdenkmal fertig bewilligt sind, genau soviel wie Schulbaraden jenerzeit, wird hoffentlich auch bald Anfang jemacht. Jarnevalsvereine sich schon lustig jemacht, daß wohl in Bädeder Denkmal steht, in Kerotal jedoch nicht; finde nur, daß wenig jesammelt wurde, 6300 M. bischen wenig, aber doch jut, daß bereits jesammelt ist; aus Anlaß jüngstem Vorkommnis in Langgasse hätte nichts oder weniger jezeichnet. War aber ganz erstaunt, daß für Bismardsäule so'n richtiger Betrag zusammenjeflossen ist, sogar Tischlermeister M. sich erboten, Einjangspforte zum Turm unentgeltlich zu fertigen, muß großer Verehrer vom eisernen Kanzler sein, meine natürlich nicht Lokal an Bismardring. Sehen wir ja Denkmalsenthüllungen en gros entjegen: Friederdenkmal, Wilhelm der Schweigsame, Landesdenkmal für Großherzog Adolf, Bismardsäule, würde bei dieser Gelegenheit empfehlen, Denkmal von Bismard auf Wilhelmplatz zu verjegen, nicht bei sojenannte Tante, sondern an andere Stelle jstellen.

Geehrter Freund, verspreche mir von jepsanter Handwerker Ausstellung nur Jünstiges, sehr jeeignetes Terrain vorhanden an Kaiserstraße; alte Gebäude, die schon so viel Verjernis erregten, einfach bischen phantastisch anjestrichen und zu Ausstellungszwecken verwendet, habe mir auch mal Dinger anjesehen, einfach Auge beleibigend. Wie vernommen, wollen auch Kochkünstler sich an Sache beteiligen trotz Separatausstellung dieses Jahr in Provisorium; Hotelbesitzer auch sehr begeistert wegen riesigem Fremdenbesuch, na, soll mich freuen, wenn sich Vaterstadt von bester Seite zeigt.

Kürzlich auch mal Stammtischfreunde in neuem Lokal mit Besuch beehrt, haben juten Jeschmack was Wein etc. anbelangt, Schwierigalter sogar Flasche Neroberjer spendiert, kann auch da öfters einkehren, ziemlich unjeneriert jelezen wenn mal von Kurhausmaskenball Absteher machen will. Habe Dritten mitjemacht mit Frau Jemahlin; wurde zum Jlad kurz nach Demaskierung nicht wohl, mußte sie mit Droschke nach Hause bringen lassen; habe mich jewundert, daß Droschkenfuffder gleich bei Hand war, obgleich ihn doch auch nur durch Zwischenpausen bestellt hatte, um nicht so wie jener Koffelenter gebandelt, der seine schredliche Tat jecht vor Jerricht büßen muß, weil er nicht auf telephonischen Alarm vorjefahren ist. Na, um auf Maskenball zurückzukommen, nach Weggang von jeliester Pils wieder Don Juan markiert, Monocle einjeklommt und jelschmurmelfnd riesigen Erfolg jehabt, Frauenzimmer einmal schred-

lich zubringlich, hauptsächlich jewisse Sorte, wenn sie sich wittern, aber mit Kennermine so 'ne junge Witwe jefapert und wie immer tabellos anjisiert, nur einen dummen Jecher emacht, daß ich Trauring in Westentasche steckte, hätte mir beinahe Verlobung einjetragen und habe doch nicht Absicht Mormone zu spielen; aber jewizigt von früher, richtigen Namen verschwiegen, mich als ganz jewöhnlicher Plebejer benannt, habe aber konstatiert, daß so junge Witwen noch jefährlicher sind wie jurge Mädels, Vorsicht am Plage nötig. Apropos Geehrter, habe auch was von sojenanntem Bauschwinder jelezen, was halten Sie von Festschichte? Denke immer, wo Rauch ist, auch Feuer, soll ja schon manchem böß am Hals gelihelt worden sein. Muß aber für heute Schluß machen, will morgen früh Tour machen, damit mal andere Menschen sehe, über's Jebirg, würde Sie einladen, haben aber doch keine Zeit. Träge Sie deshalb vielmals

Ihr erjebenster

Otto von Nixhausen,
Ritterjutsbesitzer in Ostpreußen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Prämienblatt des Nassanischen Kunstvereins.

Seit einigen Tagen ist in den Räumen der städtischen Gemäldegalerie im Erdgeschoß des Museums das neue Prämien- oder Nietenblatt des Nass. Kunstvereins für das laufende Jahr ausgestellt. Die Wahl ist auf ein Hauptwerk des am 4. Dezember 1900 verstorbenen Malers Wilhelm Leibl gefallen. Die „Dorfpolitiker“ sind im Jahre 1877 entstanden, als der Künstler sich in den stillen Bauernsteden Unterschondorf am Ammersee zurückgezogen hatte. Dort mietete er sich in einem Gasthaus ein, dessen jehiger Inhaber Otto Steininger, damals ein 12jähriger Knabe, das Leiblzimmer jecht voller Pietät mit einer Reproduktion dieses Bildes geschmückt hat. In jener „wildesten aber genialsten Zeit“ hat der Meister nun die berühmte Gruppe von fünf Bauern entworfen, die sich auf der Bank einer ländlichen Stube um einen von ihnen drängen, der aus einer alten Zeitung oder einem alten Katasterbuch vorliest. Leibls verdienstvoller Biograph Julius Mayer urteilt über das Werk, das sich gegenwärtig im Besitz von Geheimrat Arnold in Berlin befindet, folgendermaßen: „Das Bild ist vielleicht das lebendigste unter allen Werken Leibls und mit einer Tiefe der Empfindung gemalt, die entzückt. Wundervoll sind die Köpfe und Kleider, großartig die Hände wiedergegeben. Man hat bei der Betrachtung die Empfindung des vollen Lebens. Köstlich ist das halbe Fenster am Bilde, durch das man ein paar Baumverzweigungen und ein Stücklein See sieht. Der Künstler hat ungefähr ein Jahr lang daran gearbeitet. In Paris wurde es im Jahre 1878 begeistert aufgenommen und als das beste Bild der Ausstellung bezeichnet.“ Die vom Kunstverein dargebotene Reproduktion ist eine von der Photographischen Gesellschaft in Berlin hergestellte wohlgelungene Photogravüre. Alle die hervorragenden Qualitäten des Originals treten in der Nachbildung klar und anschaulich hervor. Das Bild eignet sich der Darstellung, dem Inhalt und dem Umfang nach in hervorragender Weise zum Zimmerschmuck. Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß das Vereinsjahr am 31. März abläuft und daß der jährliche Beitrag nur 6 M. beträgt.

Dora Dunders neuester Roman „Leiden“, der Roman eines Knaben, ist ein Werk voll psychologischer Feinheit und bewegter Handlung. Lebhaft erinnert diese Handlung, die abwechselnd im vornehmen Heim einer berühmten Frau, bei den in der Boheme steden gebliebenen Angehörigen derselben, in Münchener Künstlerkreisen und im Hause eines verarmten Wiener Aristokraten spielt, an eine Affaire, die in Berlin vor wenigen Jahren sehr großes Aufsehen erragte. Doch bleibt von dieser Affaire nur der hochinteressante Konflikt, während jede persönliche Anspielung auf die damals handelnden Personen von der Verfasserin überaus taktvoll vermieden ist. Ganz besonders gelungen ist die Milieuschilderung des Buches, ebenso seine Menschen, die leben, weil die Verfasserin ihnen echtes Leben eingehaucht hat. Jede Figur, streng von der anderen geschieden, spricht ihre eigene Sprache, hat ihr eigenes Kolorit. — Alles in allem ein gutes Buch und ein getreues Abbild des Lebens. Erschienen bei S. Schottlaenders Schleifische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W. 35, brosch. 5 M., geb. 6 M.

Überraschende Neuheit

garantiert
unschädlich
kein Chlor
kein reiben

Persil

**Modernes Waschmittel
für jede Waschmethode passend
Henkel & Co. Düsseldorf.**

vollständig
ungefährlich
kein Waschbrett
kein bürsten

Zu haben in allen Colonialwaren-, Seifen- und Drogengeschäften.

Für Wöchnerinnen und Kranke:

Wasserdichte Bettelagen

per Meter, von Mk. 1.30 bis Mk. 6.75.

Armtragbinden von 80 Pf. an.

Augen-, Nasen- und Ohren-Douchen und Spritzen von 25 Pf. an
Augen- und Ohrenklappen und Binden.
Badesalze, wie:

Kreuznacher Mutterlaugen-Salz,
Stassfurter Salz,
echtes Seesalz,
Bade-Salz,

Aechte Kreuznacher Mutterlauge,
Fichtennadelextrakt und Tabletten.

Bade- und Toilette-schwämme

in grösster Auswahl.
Gummischwämme Ia. Qualität.
Augen-, Mund- und Ohren-schwämme.

Badethermometer von 40 Pf. an.

Bettplanen

(Unterschieber, Stechbecken) aus Porzellan, Emaille und Zink in verschiedenen Grössen von Mk. 2.— an.

Bruchbänder

von Mk. 1.80 an.
Brusthütchen mit Sauger.

Brustumschläge, Halsumschläge, Leibumschläge, nach Priessnitz, gebrauchsfertig in verschied. Grössen von Mk. 1.— an
Klystierspritzen

aus Gummi, Glas und Zinn.
Clytopumpen.
Glycerinspritzen.

Clystierrohre aus Glas, Hart- und Weichgummi.

Desinfektionsmittel, wie: Lysol, Lysoform, Carbollwasser, Creolin, Septoforma etc.
Einnehmegläser und Löffel,

Trichter und Krankentassen von 20 Pf. an.
Esbeutel,

Fieber- (Maximal) Thermometer

von Mk. 1.— an, mit amtlichem Prüfungsschein von Mk. 3.— an.
Fingerlinge aus Patentgummi und Leder.

Frottier-Artikel

in grösster Auswahl.

Gesundheitsbinden

(Damenbinden) Ia. Qualität per Dtz. von 80 Pf. an.
Befestigungsgürtel hierzu in allen Preislagen v. 50 Pf. an.

Gummibinden.

Gummistrümpfe in allen Grössen.

Holzwooll-Unterlagen für das Wochenbett.

Husten-Pastillen und Bonbons.

Inhalations-Apparate von 1.50 Mk. an.

Injectionsspritzen aus Glas und Hartgummi.

Irrigatore,

complett, mit Mutter-Clystierrohr, von Mk. 1.— an.

Leibbinden

in allen Grössen und Preislagen, System Teufel und andere Fabrikate, von Mk. 1.25 an.

Wochenbettbinden in verschiedenen Grössen von Mk. 3.50 an.

Luftkissen,

rund und viereckig, in allen Grössen von Mk. 2.75 an.

Massage-Apparate und Artikel.
Medizinische Seifen.

Milchpumpen von 75 Pf. an.

Sämtliche Mineralwässer.

Hundservietten, hygienische, für Kinder.
Mutterrohre aus Glas und Hartgummi.

Nabelbruchbänder.

Nabelpflaster und Flecken.
Ohrenhalter für Kinder.
Ozenlampen.
Pulverbläser.

Hygienische Handspucknapfe

aus Glas, Porzellan u. Emaille.
Hygienische Taschen.
Spuckflaschen.
Suspensorien.

gewöhnl. sowie Sportsuspensorien in grösster Auswahl von 45 Pf. an.

Taschen- und Reiseapotheeken.
Turnapparate.
Urinflaschen

männliche und weibliche von 80 Pf. an.

Verbandwatte.

chemisch rein, sterilisiert und imprägniert.

Verbandstoffen Binden

wie: Cambrie, Mull, Gaze, Leinen, Flannell, Ideal etc.
Brandbinden, Verbandgaze, Lint.

Guttaperchataft, zu Verbänden.
Billroth Battist, u. wasserdicht.
Mosettig Battist, Umschlägen.

Verbandkästen,

sogen. Notverbandkästen, für das Gewerbe in verschiedenen Zusammenstellungen und allen Preislagen.

Wärmflaschen

aus Gummi und Metall von Mk. 1.50 an.

Leibwärmer.

Wundpuder, aseptisch.
Zimmer-Thermometer
Zangenschaber.

Beste Ware!

Billigste Preise!

Telephon 717. **Chr. Tauber,**

Artikel zur Krankenpflege.

Kirchgasse 6.

2030

Diese Woche

kommt ein großer Posten **Wachlederstiefel** sowie **Kinderschulstiefel** billig zum Verkauf
Marktstraße 22, I., kein Laden. 527



Eleg. schw. Dominos mit schönen Hüten sowie **französische Fantasie-Kostüme** zu verkaufen 5401

Lina Leisse, Palast-Hotel,
Kranzplatz 5 und 6.

Schweine-Schmalz

garantiert
reines
echtes

mit feinstem Griebengeschmack in emaillierten Blechgefäßen als:

Gimer a. (20-35 Pfd.)
Ringhafen a. (15-20-35 ")
Schwenkflögel a. (20-40-60 ")
Zeigschüssel mit (15-30-50 ")
Wasserpöpel mit (20-40 ")

sowie in 10 Pfd.-Dosen
A 27.6.20geg. Nachh. od. Vorh.
In Holzgeb. Preisl. z. Dienst.
W. Beurlen jr.
Kirchheim-Teck 240 (Württ.)

Viele Anerkennungs-schreiben!